

Der Gürtel

Es war ein Ritter wohlbekannt, sehr klug, der Künste wohlbewandt, im Kampf geschickt und reich an Ehren, den Ruhm konnt' ihm kein Mund verwehren. Er hatt' ein Weib, so schön wie er, und schöner noch am Leib als er. Die war so wohlgestalt und mild, so edelzart und galt als Bild der schönsten aller Frauen, die man da mochte schauen.

Ein prächt'iges Paar, an Ehren reich, an Schönheit und an Gütern gleich, so schön war sie, so gut war er, er liebte sie, sie ihn noch mehr.

So beginnen alte Sagen und Mären, und wer wollte es ihnen verwehren, doch nun genug gereimt, sich eingeschleimt, beim Publikum... ach nein, das fehlt ja noch, nun drum, nun dann, so dies zuerst, dann fang ich an.

So höret, edle Leut', und lauschet alle Tage, was ich, der ich euch dies erzähl, heut' zu berichten habe. Es soll erfreu'n und Tugend lehren, euch hier und dort ein bess'res Leben geben, und preist ihr den, der es erzählt, so ist es euch zu Ehren.

Denn der, der dieses euch vertellt, der möchte auch wohl leben. Drum sollt ihr, wem euch dies erzählt, dem euren Lohn auch geben. Dies mag ein Kuß, mag bare Münze sein, geniert euch nicht, s'ist einerlei, und damit wär'n wir auch schon mitten dabei.

„Trau – schau – wem!“

Die Vöglein piffen es von den Dächern.

„Trau – schau – wem!“

Die Frauen tuschelten es hinter ihrem Rücken.

„Trau – schau – wem!“

Die Männer gafften ihr auf den Hintern.

Konrad, ihr edler Gatte, weilte fern von ihr auf einem Turnier. So tief war seine Liebe zu ihr, nichts hätte sein Vertrauen in sie erschüttern können. Er ließ sie zurück auf dem heimischen Hofe unter den behütenden Augen des Gesindes, darunter sein treuer Knecht Hans. Ein prächtiger Bursche, fürwahr. Und der einzige Mann im Dorf, der ihr nicht auf den Hintern glotzte.

Sie lustwandelte durch den Garten, was hatte sie auch sonst zu tun; die Rosen dufteten betörend, die Nachtigallen sangen süßlich, freundlich lachte die Maiensonne auf die blühende Natur darnieder – jedenfalls hätten die Dichter das so beschrieben. Tatsächlich war es einfach unerträglich heiß und schwül, kein Vogel machte sich die Mühe, seine Stimme lieblich erklingen zu lassen, nur die Grillen hielten nicht inne in ihrem nervtötenden Gezirpe.

Die monotone, geräuschvolle Stille wurde unterbrochen vom Klang eines heranpreschenden Pferdes, Hufe auf wegspritzendem Kies und Sand, die knirschend zum Stehen kamen. Kehrete ihr Mann schon zurück? Eilig lief sie hin zu dem Schemen, schwarzer Schatten, Roß und

Reiter, zu einer Einheit zusammengewachsen, übergroß gegen die Sonne und im Gegenlicht nicht zu erkennen. Blinzelnd blieb sie stehen. Vor dem Gartentor stand ein fremder Ritter. An der einen Hand zwei Jagdhunde, mit der anderen geschickt sein sich aufbäumendes Roß zügelnd – ein beeindruckendes Standbild hätte er abgegeben! Ein Habicht kreiste über ihm und schrie heiser.

"Laßt mich ein, edle Dame, ich bitte Euch! Ich bin durstig, und mein Getier ist es auch! Um der Barmherzigkeit Gottes willen - gewährt uns Gastfreundschaft!"

Sie ließ ihn ein, die Sitte gebot es so, gleichwohl sich dieses vertrauliche Beisammensein unter vier Augen eigentlich nicht schickte. Sie plauderten ein Weilchen miteinander, vergaßen ganz des Wassers, um das er ja gebeten und um dessen willen sie ihn eingelassen hatte. Die Rosen rochen immer noch schwer und süß, die Vögel schwiegen, und die Grillen zirpten, und doch dachte sie nicht mehr mit solcher Verachtung an die Dichter, die solche Szenerien poetisch beschrieben.

Der Schrei seines Habichts war es, der sie an das durstige Getier ermahnte, und so trat sie zu dem Brunnen, an so passender wie malerischer Stelle im Garten befindlich, legte die Hand an Seil und Winde und wollte dem Durstigen und seinem Getier selbst Wasser schöpfen. Er trat hinter sie, wollte sie so schwer nicht ziehen und heben lassen, wie er sagte, und da lag auch schon vertraulich seine Hand auf ihrer Hüfte, griff er mit der anderen um ihre Taille und nach dem Seil. Sie versteifte sich, so wie sein Körper und insbesondere dieser Teil seines Körpers, der die Männer von den Frauen scheidet; sie spürte seinen harten Speer deutlich an ihrem Hintern, und sein Atem ging schneller an ihrem Ohr. So hastig, wie das bei einiger trotz allem noch zu wahren Höflichkeit gerade möglich war, riß sie sich los von ihm, und das Seil rauschte durch die Winde, der Eimer fiel mit einem lauten Platschen in den Brunnen, und sie schrie auf, nur einmal kurz, erschrocken, wie erwachend aus einem süßen Sommertraume. Der Habicht beantwortete ihren Aufschrei mit einem heiseren Ruf, und der Zauber war gebrochen.

„Wie könnt Ihr es wagen?“ Eilends wich sie zurück und rief nach ihrer Magd.

Da begann er, ihr in schmeichelnden Worten von großer Liebe zu sprechen, die in ihm brannte, seit er sie zuerst erblickt habe, ein Durst, den weder Wasser noch Wein zu stillen vermochten, und er bot ihr, was er ihr bieten konnte, für die Linderung seiner Pein und eine minnigliche Stunde mit ihr. Als da wären: sein Habicht, gute fünfhundert Mark wert, seine Jagdhunde, schnell wie der Wind, sein Pferd, der Edelsten seiner Rasse eines und von unschätzbarem Wert für Schlacht und Tjost.

Gewiß, sie war sittsam-empört: „Meine Ehre um einen Hund, einen Habicht oder ein Pferd?“ Die Magd war erschienen, und sie hieß sie dem Gast Wein bringen und seinem Getier Wasser. „Ihr werdet mit Wein vorlieb nehmen müssen.“

Sie tranken den Wein, und er umwarb sie weiterhin mit schmeichelnden Worten, die ihr wie eben dieser zu Kopf zu steigen begannen. Immer noch schwiegen die Vögel.

Da zog er schließlich einen juwelenbesetzten Gürtel aus seiner Satteltasche. Die Steine funkelten wie tausend Kristalle im Sonnenlicht, sie konnte ihre Augen nicht davon wenden.

Mit leiser Stimme begann er, ihr Märchenhaftes von des Gürtels Herkunft zu erzählen, von Edelsteinen aus fremden Ländern, die auf diesem prangten, und nahezu magischen Fähigkeiten, die seinem Träger gewiß sein sollten: Unbesiegbarkeit, Unverwundbarkeit, Erfolg und Ehren allerortens. Zum besten Ritter auf Erden werde er seinen Träger machen. „Und außerdem treibt’s Euer Mann mit dem Knecht.“

Was nun geschah, darüber mag ich schweigen./ Es ist dem Dichter nicht zu eigen,/ von solchen Sachen zu sagen,/ ach, es ist zu klagen,/ was die Frau dort mit dem Manne trieb,/ wie er sein Glied/ in ihre Pforte führte/ und damit ihre Wollust rührte,/ wie er den Stein aufschloß, der ihre Tugend wahrte,/ wie süßer Saft aus dieser Scharte,/ die er mit seinem Speer geschlagen hatt’/, und in der doch kein Schmerze lag,/ troff,/ er ihn soff,/ und wie sie ihm zu eigen gab.../ ach, zu viel schon habe ich gesagt.

Nein, noch einmal, so geht das nicht. Die Vöglein sangen minniglich, beschirmten sie in buntem Schwarm, die Sonne strahlte hell und warm, die Blumen gingen auf allortens, und wäre es nicht um des Bortens, ja des Gürtels willen gewesen – die edle Dame, die edelste, von der ihr je gelesen – nun, sie hätte sicherlich ihre Ehre besser verwahrt, solange ihr Mann auf ferner Fahrt.

Der Knecht Hans aber, der hatte wohl gesehen, was die edle Dame mit dem fremden Ritter trieb, und eilends ritt er seinem heimkommenden Herren entgegen und unterrichtete ihn von dem Vorgefallenen. Laut begann dieser zu klagen. Ein treues, tugendhaftes Weib hatte er besessen, das war nun nicht mehr, und seine Ehre gleich mit dahin. So ritt er davon und ließ Frau, Land und Heim unbemannt zurück.

Als der Knecht zurückkehrte, nicht aber ihr Mann, da reimte sich die Dame alsbald zusammen, was geschehen war, und sie verjagte den ungetreuen Getreuen in Schimpf und Schanden.

Zwei Jahre hütete und mehrte sie treulich Güter und Besitz ihres fernen Gatten. Der Herbst färbte die Blätter rot, der Winter überzog das Land mit kaltem Reif, der Frühling weckte die Krokusse, und die Sommersonne verbrannte die Blüten. Die Ernte ging ins Land, die Christmette wurde gelesen, und die Schwalben kehrten aus dem Süden zurück. Doch ihren Mann Konrad brachten sie nicht wieder.

Und als dieser nach so langer Zeit noch immer nicht heimgekehrt war und die Maiensonne abermals fröhlich lachte und der Frühling das Land blühend überzog, so beschloß sie, ihn zu suchen und wieder für sich zu gewinnen. Denn tief und unerschütterlich waren ihre Liebe und Treue zu ihm.

Frohgemut rüstete sie sich zu der Reise. Sie legte prächtige Kleider an, gürtete sich mit dem teuer erworbenen Borte, stieg auf das edle Pferd, nahm die Hunde an die eine Hand und den Habicht auf den anderen Arm, und so ritt sie vom Hof.

Zehn Knechte führte sie mit sich, auch fünfhundert Mark steckte sie wohl ein. So kam sie in eine fremde Stadt und fand Gastfreundschaft um einiger Münzen willen bei einem ehrsamem Wirte. Der empfing die fremde Schöne gar vorbildlich und brachte Wein und Speise, um ihr Erquickung und Labsal nach der langen Reise zu bereiten. Heimlich rief die Dame da ihre Knechte zu sich und schickte sie nach leiser Unterredung heim: „Um meiner Ehre willen, bewahrt gut, was ich besitze, und seid getreu! Ich will es euch lohnen.“ Da kehrten die Knechte eilends zurück und taten wie befohlen.

Allein mit dem Wirte sprachen sie weiter dem Wein zu, und als sie da so traut beieinander saßen, da griff sie nach seiner Hand und gab sich ihm zu erkennen. „Ich will euch mein Geheimnis verraten – ich bin nicht Weib, sondern Rittersmann.“

Und nun tischte sie ihm eine abenteuerliche Geschichte auf von ihrer Herkunft aus fernen Landen und der Verfolgung durch Feinde, die Grund für diese Maskerade gewesen sei, denn um unbeschadet reisen zu können, habe sie Frauenkleider angelegt. Zwar sei sie klein von Wuchs und zart von Gestalt, doch wohne in ihr große Ritterkraft. Nun wolle sie ihre Feinde wieder bestehen und brauche dafür neues Gewand. Der Wirt nahm ihre Erzählung für bare Münze, wenn es ihn auch eine Schande deuchte, daß dieses schöne Weib nun ein Ritter sein sollte. Gleichwohl, der Wein tat sein Übriges, und mehr dazu noch die vierhundert Mark, die ihm die Dame überreichte. Auf ihr Geheiß besorgte er ihr davon in den nächsten Tagen ritterliches Gewand, zwölf Knappen und gar auf eigene Faust noch einen Spielmann dazu. So wurde aus der Dame ein Rittersmann. Sie schnitt ihr langes Haar ab und legte Kettenhemd und Hosen an – gar prächtig war sie anzuschauen. Auch der Wirt hätte nicht zu sagen vermocht, ob sie schöner gewesen als Frau oder als Mann. Zuletzt gürtete sie sich mit dem kostbaren Borte, den ihr der fremde Ritter für eine minnigliche Stunde gelohnt hatte.

So ausgestattet ritt sie aus der Stadt, klipp-klapp, klipp-klapp, so ging es durch die Gassen, an denen die Stadtbewohner Spalier standen, und das Raunen in ihrem Rücken war voller Bewunderung und Staunen.

Das Roß trug sie sicher und schnell, und wer ihr auch begegnete, der grüßte den fremden Ritter und sein Gefolge mit Respekt. Als bald waren sie an einem Walde angelangt. Jagdlärm drang schon von ferne an ihr Ohr, und sie sprach zu ihren Knappen: „Folgt mir, ihr Getreuen, ich will schauen, welches Wild man dort hetzt!“ So galoppierte sie vor allen anderen davon. Als sie zu der Gesellschaft aufschloß, da ritt sie bald an ihrer Spitze und erlegte vor allen anderen das scheue Wild, denn kein Pferd war so schnell wie ihres, keine Hunde hetzten Fuchs und Reh so gut wie ihre, kein Habicht schlug so schnell und gnadenlos zu und kehrte so sicher zu seinem Herrn zurück. Der Herzog von Brabant – denn seine Jagdgesellschaft war es, auf die sie getroffen – schaute ihren Erfolg mit neidvoller Freude, und er fragte den fremden Ritter nach seinem Namen.

„Nicht nennen mag ich meinen Namen“ – so beschied sie ihn.

Da fragte er den edlen Jäger nach Roß, Habicht und Hunden und bot ihm reiche Entlohnung im Tausch dafür.

„Nicht für Gold und Geld gebe ich mein Getier hinfort“ – so war ihre Antwort.

„So kommt mit auf meine Burg, bereichert meine getreue Ritterschar mit eurer Anwesenheit und genießt meine Gastfreundschaft.“

Dies nahm sie gerne an, und zusammen mit ihrem Gefolge ritten sie allesamt auf die Burg des Herzogs. Dort wurde sie gastlich empfangen und beim Essen neben einen glanzvollen Ritter gesetzt, der ihr schon beim jagdlichen Treiben aufgefallen war, denn sie hatte ihn wohl erkannt.

„Wie heißt Ihr, und woher kommt Ihr?“ Freundlich und voll Bewunderung sprach der andere Ritter sie an.

„Heinrich heiße ich; und ich komme aus dem Schwabenland.“

„Mein Name ist Konrad. Auch ich bin hier fremd – so wollen wir Freunde sein zu unserem gegenseitigen Nutzen.“

„So soll es sein.“

Fremd und doch bekannt, erneuerten zwei Ritter da ihr Band, das sie einst als Mann und Weib gebunden, ehe sie sich als Ritter wiedergefunden. Sie erkannten sich wohl und erkannten sich nicht, der eine den anderen in neuem Licht. Sie waren sich fremd, nicht aber feind, so fanden sie sich in Freundschaft neu vereint.

Der Sommer ging ins Land, und Heinrich und Konrad wurden wahre Freunde so wie einst Eneas und Pallas. Oft jagten sie Seite an Seite, und Konrad bewunderte das Geschick seines Freundes. Wie schnell er auch ritt, wie zielsicher er auch schoß, stets trug Heinrich reichere Beute und größeren Ruhm heim als er.

„Euer Roß, das möchte ich wohl gerne haben“, so sprach Konrad bisweilen zu Heinrich, zunächst noch halb im Scherze, doch schlecht tarnte der sein Verlangen und seinen Neid.

„Mit Euren Hunden gerne jagen, und Euer Habicht sollte mir schlagen das edelste Wild.“

„Das kann nicht sein, mein Getier gebe ich für Gold und Geld nicht her“, so beschied ihn Heinrich stets.

„Und ist es nicht für Gold oder Geld, so überlaßt es mir um unserer Freundschaft willen! Sollen echte Freunde nicht alles teilen? Hätte ich einen Ring oder einen anderen Pfand – ich schenkte ihn Euch!“

Doch Heinrich schwieg und schüttelte lächelnd den Kopf. Und es tat ihrer Freundschaft keinen Abbruch.

Es wurde Herbst, und der Herzog von Brabant hieß ein Turnier ausrichten. Von weit und breit kamen da Ritter angereist und fanden herzlichen Willkomm, festliches Flanieren und tatkräftiges Turnieren. Sie ritten gegeneinander, im Tjost und Buhurt, stachen sich von den

Pferden und kämpften am Boden weiter, im Duell und im Gefecht. Mit stumpfen Lanzen und Schwertern, so begegneten sie einander in höfischer Manier, denn keiner sollte dabei ernsthaft zu Schaden kommen.

Ein fremder Ritter jedoch, der von ferne geritten kam, der verstand sich schlecht auf Maße und Milde oder doch zu gut: Freigiebig teilte er Hiebe und Schläge aus, nachdem er seine Gegner alle vom Pferd gestoßen, und er hörte nicht auf, bevor das Maß voll und alle besiegt waren. Fest war sein Stoß, noch fester sein Schlag. Zerhauen und zerstoßen, so jammerten sie am Tische und in den Lazarettzelten.

Heinrich hielt sich fern vom Turnier, denn bekannt erschien ihm der Fremde. Niemand hätte ihn der Feigheit geziehen; war er auch der beste unter den Jägern, so war er doch schmal von Gestalt und zart an Wuchs, und der Herzog selbst, der um sein Wohl besorgt war, bat ihn, dem Tjostieren und Kampfgetümmel fern zu bleiben.

Auch Konrad, der sich bisher erfolgreich im Turnier behauptet hatte, trat gegen den Weitgereisten an und wollte ihn wohl bestehen, doch auch er stand nicht mehr lange auf seinen Füßen, nachdem ihn dieser erst vom Pferd gestochen.

Da bat er Heinrich, ihn zu rächen und seine Ehre wiederzugewinnen. So rüstete sich Heinrich zum Kampf, legte Kettenhemd und Harnisch an, gürtete sich mit dem Borte und strebte dem Turnierplatz zu. Dort fand er sich alsbald dem fremdem Ritter gegenüber, der großspurig prahlte und sich recht als Turniersieger gebärdete. Dieser erkannte ihn nicht, doch sie ihn wohl.

So kam es, daß die Dame ihren ersten Tjost ritt, nachdem sie bislang nie einen Speer gehabt hatte, um zurückzustechen, wenn sie sich im Zweikampf mit einem Manne befand. Ihr Roß, das einst dem Anderen gehört, trug sie sicher und schnell, prächtig war sie in ihrem Rittergewand anzuschauen, und die Sonne brach sich funkelnd in den Edelsteinen, die ihren Gürtel zierten. Geblendet waren sie alle von ihrer Erscheinung, wie sie da gegen den Fremden ritt, geblendet auch der Fremde selbst, und ehe sich dieser versah, so hatte sie ihn vom Pferd gestoßen. Weiter ging da das Turnier zu Fuß und mit Schwertern gegen den Herausforderer und seine Schar, da war ein Hauen und Stechen, großer Kampflärm allüberall, ein jeder trat an, der noch auf zwei Beinen stehen und ein Schwert halten konnte, und Heinrich kämpfte für alle, die da nicht mehr kämpfen konnten. Am Rand standen und saßen sie, die Zuschauer und Geschlagenen, und feuerten ihn an und riefen ihm zu „hierhin“ und „dorthin“, und er war an allen Orten zugleich und bestand alle Gegner. Dreißig Pferde hatte er bald gewonnen, und ein jeder mußte ihm den Sieg wohl zugestehen.

Da war großer Jubel unter den Rittern des Herzogs, der fremde Ritter ritt geschlagen aus der Erzählung, und das Turnier war vorbei.

So hatte der Ritter Heinrich große Ehre erworben, doch blieb in ihm die Dame verborgen. Mann und Weib in einem Leib, siegvoll im Gefecht in fremdem Geschlecht. Der beste Ritter von allen, das war nun er. Ihren Mann Konrad zurückzugewinnen, das war ihr Begehren.

Es war nicht lange nach dem Turnier, daß der Herzog und seine siegreichen Ritter wieder auf Jagd ritten. Auch Konrad und Heinrich waren dabei und hetzten das Wild Seite an Seite, immer weiter und weiter, doch es entwischte ihnen, und allein fanden sie sich plötzlich weit entfernt von der übrigen Jagdgesellschaft. Kein Rufen und kein Hörnerschall waren mehr zu hören.

Da rasteten sie auf einer Lichtung an einem klaren Quell. Und wie sie da so im Grase lagen, Seite an Seite und in die bunten Baumkronen sahen, von der milden Herbstsonne in warmes Licht getaucht, da sprach Konrad erneut zu Heinrich: „Ach, Eure Hunde, die hätte ich wohl gerne.“

Und Heinrich antwortete wie stets: „Das kann nicht sein.“

„Oder euer Pferd oder zumindest Euren Habicht.“

„Für nichts in der Welt gebe ich die her.“

„So gebt sie mir zum Geschenk um unserer Freundschaft willen. Der beste Ritter von allen seid ihr unbestritten, der beste Jäger, der Beste in allem, was ein Mann sein kann. Braucht Ihr denn noch Euer Getier? Allen gebt ihr das Beste von Euch und Euch zum besten, nur mir, Eurem getreuen Freunde, wollt Ihr das Beste vorenthalten? Bin ich denn nicht Euer allerliebster Freund?“

„Wenn Ihr mein Bestes haben wollt: Seid Ihr bereit, den Preis dafür zu zahlen?“

„Jeden!“

Da griff Heinrich nach Konrads Hand und sprach leise zu ihm: „So will ich euch ein Geheimnis verraten: Ich liebe nicht Frauen, sondern Männer. Und ihr gefällt mir wohl...“

Hastig entzog ihm Konrad da die Hand, doch Heinrich griff erneut danach: „Wenn ihr unbedingt mein Getier haben wollt, so seid mir zu Willen!“

Wieder entzog ihm Konrad die Hand, doch nicht mehr so entschieden.

„Was eine Schande, daß ein Ritter wie Ihr... Ihr minnet die Mann? Wahrhaftig?“

„Konrad, mein lieber, lieber Freund: ich minne euch, seit ich Euch zuerst geschaut! Ach wie dürstet es mich nach Euch, ein Durst, den dieser Quell nicht stillen kann. Nicht Wasser, nicht Wein vermögen ihn zu löschen!“

Seltsam schaute Konrad Heinrich da an. „Was muß ich tun? Ich habe noch nie...“

„Bleibt nur so liegen im Grase und löst euren Gürtel, auf daß ich Euch aus Eurem Gewande befreien kann.“

Da löste Konrad seinen Gürtel und hatte wohl auch schon halb die Hosen heruntergelassen und wollte Heinrich zu sich ziehen, da entzog dieser sich ihm, entblößte sich seinerseits, oder doch vielmehr ihrerseits, und stand, hüllenlos und wieder ganz Frau, vor ihrem Manne:

„Ich bin Euer Weib, mein lieber Herr Konrad!“

Fassungslos starrte er sie an, dann zerrte er ungeschickt und verzweifelt an seinen Hosen, seine Blöße zu bedecken.

Ernst sprach sie zu ihm: „Ihr habt mich hart behandelt! Was ich mit dem fremden Ritter trieb, das war menschlich – noch dazu tat ich es nur für Euch, Euch den Gürtel zu gewinnen, der mir Ritterkraft verleiht und seinen jeden Träger zum besten aller Ritter macht.“

Immer noch gaffte Konrad sie wortlos an.

„Ihr jedoch... Für mein Getier wolltet ihr zum Tier werden! Sodomie mit mir treiben! – Aber ich verzeihe Euch. Ich überlasse euch mein Getier *und* den Gürtel, und dann wollen wir nachhause zurückkehren und wieder Mann und Frau sein.“

„Aber...“ Nun kam doch ein Laut aus Konrads offenem Munde.

„Und ich weiß, daß Ihr es mit dem Knecht getrieben habt!“

So kehrten sie beide nachhause zurück, über all ihren Wegen da lachte das Glück. Er noch als Ritter, der beste wieder von allen, sie wieder Dame, die ihm als Mann doch besser gefallen. Verschwunden und gefunden, erneut für ewig gebunden, Ritter und Dame, Mann und Weib, verloren ihr Name, sein Geist und ein Leib.

So soll diese Erzählung euch vieles wohl lehren, doch was das ist, überlaß‘ ich euerm Begehren.